

Zimmer in Ordnung, macht die Betten und macht ein bißgen schnell, damit sie zeitig ihr daran machen kann, das Essen fertig zu machen. Die Köchin als Hauptmacheerin macht überdies am besten: macht heisses Wasser, macht das Gemüse sauber, macht den Beuten gar, macht den Salat fertig und macht so wirklich hunderterei. Anwärtigen macht sich der Herr des Hauses an die demnächst bevorstehenden Arbeiten an, daß er fortwährend um einige geschäftsmäßige Besuche zu machen. Er macht auch einen kleinen Spaziergang und schließlich als Belohnung dafür, daß er so gute Geschäfte gemacht hat, macht er einen Frühstücken. Dabei macht er allerlei Besessensarten, die ihm mehr oder weniger Freude machen. Man macht so seine Bemerkungen über das und jenes, er macht sich über die Freunde machen, auch was das Wetter macht. Ihm Essen kommt er zu spät, denn er hat noch ein Spielchen gemacht und sich dabei angehalten, er denkt, das macht nichts, aber als er beim Essen, macht die Frau ein Gesicht, aber er macht sich nichts daraus, im Gegenteil, er macht einen stolzen Blick über das arme Weibchen. Die Zuriende aber, daß der Herr Gemacht hat einige tabuläre Bemerkungen gemacht, hat sie ärgerlich gemacht und sie macht ihm eine Szene. Er lacht wieder gut Wetter zu machen, macht ein paar verbündliche Redensarten und als das nichts hilft, macht er sich endlich daran, sie wieder gut zu machen. Er weh, wie man das macht, er macht eine Erbverheerung zurecht und gar bald — macht sie wieder ein lustiges Gesicht. Und als er gar eine photographische Aufnahme macht, kann sie erst recht nicht anders, als gute Miene zum bösen Willen zu machen. Als sie so wieder Frieden gemacht haben, läßt er erst wieder zu recht, daß er seinen Fehler gemacht habe, als er sie gegen die Frau gemacht hat und wie sie ihn so recht gemühtlich macht, wie er so da lag und blasse Ringe in die Luft machte und sich über die neuesten Zeitungen her machte, da mußte er wieder, daß er damals keine schlechte Partie gemacht hatte. Manchmal freilich hatte sie ihm schon ordentlich weh gemacht, da, wenn sie eine große Schmeichelei gemacht hatte — denn sie verstand es, Erant zu machen und Kleider machen ja Leute — aber das machte ihm nichts aus, obwohl gerade die letzte Rechnung über 100 Mark gemacht hatte. Er hatte sich in langen Jahren viel Geld gemacht, daß ihm das keine Sorgen zu machen brauchte. Er ist wirklich ein gemachter Mann. Er brauchte eigentlich gar nicht zu arbeiten, gar nichts aus zu machen, aber das macht einem auf die Dauer keine Freude. So macht er sich mal freiwillig Arbeit, er geht auf den Hof und macht Holz; das ist gesund, so ein bißchen Bewegung nach Tisch. Durch Nichtstun könnte man sich krank machen, das will er doch nicht machen. Als er vom Holz machen wieder herauskam, machte er mit der Müll und machte sich schließlich sogar ein Gewicht. Ihr kleiner Hund lag aber daneben und machte allerlei Kunststücke: er machte Männchen und sonstiges und wurde schließlich, weil er etwas gemacht hatte, was er nicht machen durfte, vor die Türe gesetzt. Draußen machte der Hater einen Seitenblick, das war aber nichts gemacht von ihm bis man ihn auf machte und ihn wieder und machte allerlei Sachen. Herr sich über ihn läßt machte und ihn noch allerlei Sprünge machte. Ich, machte sie eine kleine Hausarbeit und machte sich dabei so eben, daß sie ein Schätzchen machen mußte. Auch er machte es eben. Wenn ich nun so weiter machte, würde ich wohl böses Mut machen, und ich will doch meine Eier nicht ärgerlich machen. Sie werden gemerkt haben, daß wir mit dem machen wirklich ein großen Umgang machen und man wird mir jetzt glauben nach diesen Proben, daß es mir nichts aus machen würde, diese Mühe noch weit ausführlicher zu machen und mindestens noch eine Stunde so weiter zu machen. Das will ich aber wirklich nicht machen. Ich will nun vielmehr der Strafpredigt ein Ende machen. Nur wollen wir uns noch vornehmen, mit dem Nichtgebrauch zu machen fortan Ernst zu machen und stets solche Worte zu gebrauchen, die die Verzapfung mit machen unendlich machen. Damit machen wir uns nun das deutsche Sprachgefühl verdient.

Ich hoffe, daß ich manchen Leser des Machens überflüssig machte. In Zukunft gebrauchen wir die richtigen Wörter und wollen es uns mit dem machen nicht mehr so bequem machen, uns vielmehr zum machen, im deutschen Sprachgebrauch fortgeschritten zu machen. M. W.: „m a c h e n“ wir!

Unzige Rede.

In Unzigen. Der „Münchener Jugend“ schreibt einer: In den österreichischen Eisenbahnen gilt seit etwa einem Jahre das Ausprobieren der Tiere verboten. Auf den böhmischen Bahnen hat das Verbot natürlich gleichfalls aus: zuerst ist jedoch, dann deutsch. Reichliche Jahre ich nun Franzosen nach Königsberg und werde beim Umfliegen in ein fast volles Weid geschickt. Ein Platz ist nur frei, ich nehme ihn ein. Kaum ist der Zug in Gang, so sehe ich, daß mein Gegenüber — ein edler Fische — bereits einen Kreis von 30 Zentimeter Durchmesser auf den Boden zwischen uns geschoben hat und nun anfangt, bis zur nächsten Station den Umfang weiter zu vergrößern. Schließlich, wie immer, liße ich meinen Gut, zeige auf das Verbot und bitte, keinen Kenntnis zu nehmen. Mein Gegenüber starrt und antwortet mir kurz: „Gere wohl, is

verboten! — Maß ich mich, oberr fore wandern, daß Sie als Fremder nicht wollen befehlen, wo ich bin selbst höherer Beamter und bei Mann seit dreißig Jare.“

* Gespräch. „Wünschen Sie sich oft. Sie wären ein Mann, Mich Belleidlich.“ „Irgend der junge Mr. Högolinn.“ — „Mein Name! war die Antwort. „Und Sie?“

Knack-Mandeln.

Auslösung des Rätsels aus Nr. 42: „In Frieden.“

Nächste Lösungen gingen ein 19. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 23. Das Rätsel wurde richtig gelöst: aus Halle von: Jentich, Dr. Golze, Anna Schäpe, Jos. Ewert, G. Gunde, Wlodek, Fritz Dörning, K. Schäpe, G. Dietrich, G. L. M. Gerlach, Olga Gammann, M. Kapp, Frau Ida Regel, Wlodek, Maria Zwick, Edelguy, G. Schramm, Hamburg, Ehe Hoffmann, Dr. J. G. Lange, Götting u. Bremen.

Premie: Corthe von Richard M. Meyer. entsetzt aus Kirchhölzer, vier.

Rätsel.

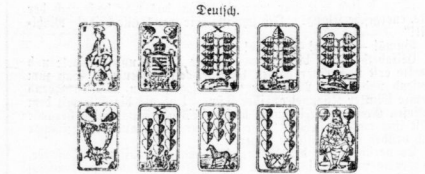
Es ist ich heute, dem sich will. Niemand wird er leicht gefallen, Angewand bin ich weiß, Was erleidet sie doch von allen, Was mir nicht, das ist nicht leicht, Denn gewöhnlich muß man lauern; Was man jenen Juch euerst, Kann's ich bei Zeiten bauen.

Premie: Colfried Keller-Previer u n A. Siegfried.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des General-Anzeiger mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangen sein.

Stafanaufgabe.

a b c d die vier Farben; A bis K König; D Dame; Ober; B Bube; Wenzel; Unter; V M H die drei Zwieler.



V. der Lösungspolymer, formiert auf folgende Karte a B: BB, BA, 10, 9, 8; ca, 10, 9, 8; ak.

Er sagt Groß-Hel an und muß gewinnen, was auch noch in Satz liegen mag, und was die Gegner aus ihre Karten auszuhandeln mögen. Wie hoch muß der Spieler mindestens kommen bei jeder beliebigen Kartenzuteilung?

Lösung der Stafanaufgabe aus Nr. 40. Kartenzuteilung: S 10, K, D, 9, 8, 7; a10, K, D, 9. W a b c d, ak, K, 9, b10, D, ca. S as, 7; ba, K, 9, 8, 7. Slat: a10, D. Spiel: 1. S ed, ca, as (- 14). 2. S da, dk, aa. M bleibt an Spiel, bis er mit b kommt. W b, bk, a10 (- 17). S da, a10, b10 (- 31). Zant haben die Segne 62.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludw. Stettendelm. — Druck und Verlag von W. Rützsch, Bube in Halle a. S.

Sallesehe Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.
Nr. 43 Halle a. S., den 24. Oktober. 1909

Der alte Schauspieler.
Erzählung von V. Ritterweger.

Es ist ein Bild des Behagens: die beiden alten Leute am Frühstückstisch in dem wohlverschönten, mit Spagnumbeutert erfüllten Zimmer. Das Weibchen in der Kaffeemalthe brodelte, die Wanduhr tickte und das Zeitungsglästler knisterte in der Hand des Mannes mit dem schwarzhaarigen, kahlen Antlitz und dem leichtgelockten, graumelierten Haar. Die häßliche, runde Matrone glich den Kräfte auf und schielte ihrem Gatten die Tasse hin. „Du Alterchen, nun ist die garliche Zeitung und ist hübsch gemüht. Hoff mich noch nicht einmal richtig angesehen vor lauter Seligkeit. Und heute ist doch ein besonderer Tag.“

Der Jüngere fragte lächelnd: „Ein besonderer Tag? Wie? Ich weiß dich nicht.“

„Aber ich. Heute war fünf Jahren bist Du zum letzten Male aufgetreten. Das ist doch ein Jubiläum, Alterchen! Und ich gratuliere Dir herzlich dazu und — mir auch!“

„Ich danke Dir, Mädchen. Sieh mal an, daran hab ich gar nicht gedacht. Aber Du hast recht, wir schreiben hier den dreißigsten Jahrgang. Da hab ich zum ersten Male nach meiner Krankheit auf den Brettern gekunden — ein Wächschelme!“

Siech, ich, zehn fünf Jahre im Ruhestand. Bist gute Jahre. So will ich und Frieden! Weist Du, Mädchen, manchmal denk ich, ich könnte gar nicht rechter Künstler gewesen sein, weil ich so gutredend bin ohne die Bretter, ohne Vorberückten, ohne Applaus, weil ich mich gar nicht danach heine, wieder anzutreten und —

„Nun können wir aber still! Du ein rechter Künstler, Malber! Du, hast Du's denn ganz vergessen, wie sie Dich ergriff haben bei Deinem Scheiden, denkst Du nicht an all Deine Orden und Medaillen, nicht an die Kränze voll Kränze oben in der Manege? Will ich denn Herede fannst Du mich wirklich böse machen, Malber! Weist Dir die Anbe gut tut nach einem arbeitslosen Leben, weil Du — hm am Ende auch, weil Du Dich nicht mit mir halt scheiden lassen, weil Du ein solid-bürgerliches Leben geführt hast, weil Du ein Vermögen erworben hast, dessen Zinsen für unsere bescheidenen Ansprüche genügen, weil Du in Deinen alten Tagen nicht Hunger zu leiden brauchst, weil Du nach Deinem Abschied von der Bühne ein schönes Stück geschrieben hast — weshalb bist Du vielleicht kein großer Künstler geworden?“

Frau Reichen ist der Atem ausgegangen, und Malber's Wortes lacht hell auf: „Nun sieh mal einer an, mein Reichen wird ja förmlich wichtig vor Jora!“ Und erntet werdend leht er hinzu: „Aber, hast Du ironisch meint, darin liegt eben doch ein fünfzehn Jahre! Es kommen mir, seit ich Zeit genug habe, darüber nachzudenken, immer häufiger Zweifel daran, ob ich wirklich zu den Unverswäglichen, zu den Künstlern von Gottes Gnade gehört habe, oder ob nur mein berühmtes Organ und meine schöne Bühnenfigur — na ja, der Hallische Kopf und so weiter — und mein großer Gleich Du verleiht aber schon, Reichen. Weist Du, ich hab oft ein ganz wunderbares Gefühl, so, wie es einem Hallmünzler umtute ein los, aber, der nachgemacht's Geld für edles ausgegeben hat. Und dann bin ich sehr froh, daß ich diese — Hallmünzerei nicht mehr nötig habe.“

Frau Reichen springt auf und streicht ihrem Gatten liebevoll über das Haar: „Du, da hab ich ja was schönes angemerkt mit meiner Jubiläumfeier! Ich war so froh heute morgen, so dankbar gefühlt, und nun kommt Du mir damit! Und für heute mittag hab ich eine Boullarde und die Schokoladepesche, die Du so gern magst — ja, am Ende muß ich das alles allein essen!“

„Das will ich nun gerade nicht behaupten, Reichen! Boullarde und Schokoladepesche — alle Abhaltung! Komm, gib mir einen Stuh, Mädchen, und ich uns frühlich sein. Es waren ja wirklich sechzig Jahre, die letzten fünf! Und das ist Grund genug, ein kleines Fest zu feiern, da hast Du ganz recht. Wir wollen nur wünschen, daß uns noch manches gleiche Jahr beschäfen sein möge! So, und nun will ich meinen Morgenbammel antreten; die Kollegen gehen

jezt zur Probe — ich nicht wohl etwas über das neue Stück von Weidenbruch hören. So ganz los kommt man eben doch nicht von der Welt des Scheins, wenn einem auch das Überfließen nach so sehr behagt. Malber! Ich die Zeitungen im Cafe Wirth.“

Damit verließ Malber's Walters das Zimmer, und Frau Reichen schielte vor sich hin. Doch er sich nur immer wieder vorredet, der liebe, gute Mann, er sehe sich sein bißchen nach seiner Tätigkeit zurück. Und ich weiß doch, wie fürchterlich schwer es ihm geworden ist, dem „Wirt“ des Intendanten mitten in der Saison zu fehlen, dem eine längere Krankheit ihres Gatten willkommenes Vorwand gegeben, ihn „abzuschicken“. Ein Glück, daß Malber's die Kräfte damals ohne bleibenden Schaden überstanden hat! —

Frau Reichen geht ein paar Stunden später wortlos im Zimmer umher. Es ist alles bereit, der Tisch hübsch gedeckt, in der Mitte prangt ein Blumenstrauß, und das Mädchen hat schon zweimal gefragt, ob angerichtet werden könne. Frau Reichen zwipf ein paar abgewetzte Blüten von der Spinnweb am Fenster und wirft wieder einen Blick auf die Straße. Dann lächelt sie erst — dann kommt er um die Ecke! Aber was ist denn das? Der böse Mann guckt gar nicht mal nach dem Fenster und — ja, er geht förmlich beugend — ja, als wäre er mit einem Male um zehn Jahre älter. Was kann ihm denn —? Er wird doch nicht krank sein! Frau Reichen laßt sich die Frage an den Stirn, und sie hört schwerfällige Schritte auf der Treppe.

Als Malber's Walters seine Frau erblickt, springt er sich zu einem Ablert: „Na, ich bin Dir wohl zu lange ausgegangen, Mädchen, hast Du mir gar entgegennimmt? Am Ende mit dem Stof für den Tisch!“

Frau Reichen legt ihm an die Hand und forschet ängstlich: „Was ist mit Dir, Lieber? Bist Du krank? Hast Du Aegerer unterwegs gehabt? Ich hab schon vom Fenster aus gesehen, daß Du —“

„Lach nur, laß nur, Kind — ich bin ganz gesund, laß mich nur erst ein bißchen zu Atem kommen.“

„Gott sei Dank! Wenn Du nur gesund bist, mein Alter!“ Sie nimmt dem Gatten Hut und Ueberzieher ab und geleitet ihn ins Zimmer.

Malber's Walters umfaßt die Gattin zärtlich und spricht über ihre Schulter weg, so daß er sie nicht anzusehen braucht: „Mein gutes Weibchen, Du mußt ja doch erfahren: die Spinnwebentart hat fastereit unter Verlangen ist zum größten Teil verloren. Ich hier im Cafe Wirth davon und ganz sofort zu Hauseback, um etwas Bestimmtes zu erfahren. Leider hatte das Gerücht nicht gelogen.“

Frau Reichen's freudiges Gesicht erbleicht, und Tränen fließen ihr aus den Augen: „Ach, lieber Gott, Malber, nun sollst Du Wort Reichen in Deinen alten Tagen!“ „Du“ lachte sie, nicht „mit“.

„Ja, es ist hart, Weibchen, auf solche Weise — aber wir haben ja auch noch die Rente von der Bühnengemeinschaft, und ich — nun, ich muß eben wieder arbeiten. Sieh, mir scheint, das Schlimmste ist vorüber, ich dich gefast habe.“

„Arbeiten, Malber? Du wolltest noch einmal ein Engagement werden?“

„Mein Lieber, daran ist wohl nicht zu denken. Aber ich hab einen andern Plan. Es ist ja schon eine Stunde her, seit ich's erfuhr, da hab ich mich gleich zuruckgelegt. Ich werde als Revisorat reisen, meine Vortragabend werden doch langsam beruht und haben mir viel Geld eingebracht. Na, und dazu bin ich nicht zu alt. Ich muß froh sein die nötigen Schritte tun, mich nach Berlin an eine Agentur wenden.“

„Nach Berlin?“

„Natürlich, zunächst nach Berlin. Hast Du vergessen, welche Erfolge ich immer gerade in Berlin hatte?“ „Vor fünfzehn Jahren aus!“ murmelte Frau Reichen, aber ihr Gatte beachtet den Einwurf gar nicht und fährt fort: „Hier müßt ich nicht — vorläufig wenigstens nicht — und es ist auch von Wert, daß die Berliner Blätter erst Vorproben bringen, die mir nachher in der Provinz die Wege ebnen. So, Mädchen, mit dem behaglichen Ruhestand ist's nun vorbei, aber Zammern und Klauen bist nicht.“



„Ach, Walbert, ich kann das nicht so schnell begreifen, ich hoffe immer noch, unter Vermögen.“

„Die Hoffnung ist vergeblich, Neichen. Füllenbach hat genau unterrichtet, daß wir Prosa kommen werden. Wir müssen luden, und damit beschäftigen. Und das Du einmal heute eine Postkarte hast, Neichen, so hast du immer herbeibringen.“

Nun ist Frau Neichen schon wieder imstande, dem Gatten freundlich anzulächeln. Sein früherer Mut floß ihr Vertrauen ein, und ganz heimlich freut sie sich sogar schon des Gehaltens, ihn wieder auf dem Podium zu sehen und herrliche Dispositionen aus seinem Munde zu hören. Gewiß, er wird das Verlorene wenigstens wieder einbringen.

Nach kurzer Weile ließen sich zwei Menschen am Tisch gegenüber, wie ein paar Stunden vorher, und wie sie beim Frühstück bei Aufbruch zum Frühstück, so fand sie nun voller Pläne für die nächsten Entwürfe. Frau Neichen wird natürlich immer mit dem Gatten reisen, man wird das Dienstamt verlassen und nur eine Zuschußfrau annehmen, wenn man zu Hause ist. Auch eine kleinere Wohnung wird man mieten. Die Postkarte jedoch föhlich, trotzdem sie ein bißchen lange gehalten hat. Die Schokoladepfelle ist tabellos, und eine flache Käscheimer erwies sich als rechtster Soranbrecher.

An demselben Tage noch schreibt Walbert Wolters an einen Berliner Agenten, der das Arrangement von Vorträgen übernimmt. Und am Abend liest er mit einem Band Gedichte und memoriert den großen Faust-Mythos.

Tage sind vergangen, und man hat bereits von zwei Agenten abschlägige Antwort erhalten. Walbert Wolters — ja, man erinnert sich noch des Namens, aber noch so lange, bis wäre zu genügt, wolle man bei der Fülle von Darbietungen für Walbert Wolters ist tief gekränkt, und Frau Neichen denkt heimlich viele Tränen. Diese abschneidenden Agenten! Der alte Schauspieler kann nicht begreifen. Verzeihen — schon vergessen? Nein, das kann nicht, das soll nicht sein! Er brandet diese Agenten gar nicht. Er wird auf eigene Faust sein Unternehmen in die Wege leiten; er will doch sehen, ob fünf Jahre wirklich den Ruhm eines Lebens verbleiben lassen konnten! Er glaubt nun wieder jetzt an sein Künstler-Gottglaubensmoment, leicht, wo es so nötig hat. Frau Neichen ist froh und erhebt sich. „Du kannst nun den Erfolg. Es ist, als hätten die beiden die Stellen getauscht. Der alte Schauspieler verhält, hat er noch vor wenigen Tagen einen auf seinem Namen ausgeprochen, und Frau Neichen, die es so glücklich, so bereit bereit hat, ist ängstlich geworden. Aber ihr Widerspruch reizt den Mann, er wird bestin und macht seiner Frau bittere Vorwürfe. So schneidet sie und fährt weiter mit ihm nach Berlin.

Mittwoch, den 20. Februar, 8 Uhr. Revisionsabend.

Revisionsabend

des Heralp. Hofschaupielers Walbert Wolters.

Ständisches Programm.

Karten zu 4, 3, 2 Mk. bei Note u. Woch und an der Abendkasse.

Als die Anzeigen in den Hauptblättern und an den Lifzschältern prangen, löst Frau Neichen neuen Mut und bestit mit dem Gatten auf glänzigen Erfolg. Ein ihnen von früher befreundeter Schauspieler weiß eine Notiz in eine vielmehrige Zeitung zu bringen, die auf den bevorstehenden Abend aufzukaufen macht. Walbert Wolters ist wie im Fieber. Der Revisionsabend geht nur langsam von statten, aber die Abendkasse wird schon hoch bringen. Und selbst wenn kein braver Gewinn — die Hauptkasse sind eben diesmal die Verschwendung.

Nach fünfzig Auftritten sind verarmt, als der alte Schauspieler das Podium betritt. In der hintersten Reihe sitzt Frau Neichen, das Gesicht bleich. Sie könnte laut aufschreien, als ihr lieber alter Mann das Podium betritt, ordnungsgemäß, noch immer eine staltliche Erscheinung. Er verbeugt sich und sein Blick fliegt über die paar Menschen in dem weiten Saal. Sein Mut ist verzerrt sich in einer Grimasse, aber gewaltsam rafft er sich an. Er gibt sein Bestes, er rezitiert mit dem ganzen Pathos, das früher beliebt war und das man zuletzt — ertrag an der kleinen Döbühne, der er angeblich hatte. Nach dem ersten Teil lösen verlassen einige der wenigen Zuhörer den Saal, und als das Programm zu Ende, da brechen die übrigen nach schändlichem Beifall mit fast unbeschreiblicher Eile auf. Walbert Wolters und Frau Neichen befehlen eine Droschke und fahren nach ihrem Hotel, schweigend. Die Hand der Frau schließt sich fest um die des Mannes, und ihr Kopf ruht an seiner Schulter. „Das ist nun so, das ist nun so —“, zweimal wiederholen Worte spricht Walbert Wolters, das ist nicht während der ganzen Fahrt.

Seine Zeitung bringt auch nur ein Wort über den Revisionsabend des Hofschaupielers Walbert Wolters. Tagesgenossen! Das ist auch eine Kritik. Aber der alte Schauspieler ist nicht mehr in der Lage, dieses Tadelwörter bitter zu empfinden. Er liegt an seinem Fieber in einem Krankenhaus, und in seinen Worten fließen immer dieselben Worte wieder: „Falschmünzer — Falschmünzer“ — „Dem Namen fehlt die Nachwelt seine Krone“ — „Dann wieder rezitiert er mit hoher Stimme Stellen aus Klafisieren und sucht angstvoll nach fehlenden Worten. Er kriecht in der letzten Nacht wieder die Pflichten freundlichen Widern: „aus — raus — bravo — bravo“. Zwei Vorberträge, Neichen —

Sieh nur wie schön, einen von Ihrer Höhe, Neichen.“ — „Kommt einmal her, ich will Dir was ins Ohr sagen, Neichen — ich bin doch ein Künstler gewesen, wenn sie's auch heute nicht mehr glauben, so denf nur an all die Vorberträge, Neichen — Falschmünzer? Wer das sagt, wer sagt, Neichen. Ein Künstler war ich — von Gottes Gnade.“

Am Morgen stirbt der alte Schauspieler. In den nächsten Tagen bringen die Berliner Blätter längere und längere Berichte über sein Leben und Sterben. „Der hochschätzte Mitglied des Hofschaupielers — Ein berühmter Schauspieler der alten Schule, dessen Name auch hier in Berlin unsern ältern Lesern manche schöne Erinnerung an weisepöliche Stunden wachrufen wird... Leider litt sein letzter Revisionsabend im Revisionsabend unter der Lebensfrist verarmten Veranlassungen... Den Revisionsabend betrat er seine treue Gattin, mit der er in glücklichster Ehe lebte.“ Das Andenken Walbert Wolters wird allezeit in Ehren bleiben, er ruhe in Frieden!“

Frau Neichen geleitet den toten Gatten heim, und als er unter großen Gepränge zur letzten Ruhe geleitet ist, da hat sie aus der Mantelkappe die Vorberträge heraus und schmückt die Wände ihres Zimmers damit, und sie hängt die Bilder wieder auf, die ihm in seinen besten Jahren zogen. Sie nimmt hinter junge Schauspielerinnen in Kost und Wohnung, und sie wird nicht müde, ihnen zu erzählen, was für ein großer Künstler ihr Walbert gewesen ist.

Der Stubenkrieg.

Humoreske von Theodor Harber.

Fräulein stud. med. Elisabeth Deelen hatte schon dreimal vergebens Sturm geläutet, und als sich endlich jemand der Flurküche näherte, geschah's nicht mit dem eiligen Gewand der guten Mutter Kümmeln, sondern mit einem flinken Sprung und einem heulenden: „Du, Kranzbeutel, wer hat's denn so eilig?“ — die Tür flog auf, und vor der perplexen Studiosa medicinae stand etwas, was entschieden ein Mann war oder wenigstens mal einer werden wollte, mit Heu- und Holzschlüssen in lose hängenden Habit, staubig heiß und uribel, eine lachende Frage in den Dunkelungen.

Eine Deelen verrieterte sich durch einen Augenblick, daß sie nicht etwa in der Verwirrung in eine falsche Gasse geraten ist, aber höher binanz ging's nicht, und unten war ein Fächerpfeifenlaut. Und da zum Ueberfließ jetzt Mutter Kümmeln's zerkerbter Vermissungsgehalt in der Kuchentür auftauchte, neigte unter stud. med. das seine Näschen ein wenig gegen das feindliche Gesicht, sagte: „Danke!“ und zu Mutter Kümmeln: „Bitte!“ und ging in ihr Zimmer, dessen Tür sie hinter der biden Wittin nachdrücklich schloß.

„Ach Gott, Fräuleinchen, ich kann nicht davor!“ begann die Gesangene und schreute die Hände an ihrem stattlichen Hüftstein. „Er hat mir rein keine Ruhe gelassen, die Kammer pagte ihm so gut, und die Lage wäre so bequem, und zu teuer wär's ihm auch nicht, obgleich er doch so ein armer Teufel war, und so hat er gerade!“ — kein Mensch hat 'ne Ahnung, was er in 'ner Viertelstunde schlabbert kann! Na und da hat er mich endlich wenig deulich getriert, und ich hab' ja gesagt, und nun ist er eben da!“

„Aberdings“, beharrte Fräulein Deelen nicht ohne Berechtigung; denn brühen erob sich eben ein Wortversteck, das alles dröhnte. Was ist er denn eigentlich?“

„Kunsthändler.“

„Etwas ein Wurstknäuel?“ fuhr Fräulein Doktor in spe herum.

„Ne, nee, bleh 'n Moler!“

„Ach so“, kam es furchbar verächtlich zurück. „Also, was geschähen ist, kann ich natürlich nicht ändern. Aber sowie der Mensch mich in meinen Stubien führt, siehe ich aus. Guten Morgen, Frau Kümmel!“

Die kleine bide Wittin verstand mit einem tiefen Knix, und gleichzeitig ging drüben die Tür auf, und die sorglose junge Stimme fragte: „Na Mutter Kümmelchen, leben Sie denn noch?“

„Nicht!“ züchte die Gesangene und focht beschwörend mit beiden Händen durch die Luft. Aber das machte gar keinen Eindruck. Das nächste Mal sagte ich Sie nur unter weinendem Schweiß in der Trachtpflege, die Wände der fürderstehenden Eingänge, in welcher Stärke seines Heilwunders. Aber ich bin ist Ihr Traude — o du heiliger Lenbach! Unvernünftig genug! „Unverschämtheit!“ grollte Fräulein stud. med. Elisabeth Deelen und vertiefte sich in den feinsten Stellen Knochenbruch, den sie in der Gile finden konnte. Aber es ging nicht. Elisabeth dachte im Geheimen, so viel Mühe hätten in einer normalen Wand überhaupt nicht Platz, mit der Mensch da brühen einschlag. Und dazu wüßte er auch noch, ohne je ein Lieb zu Ende zu bringen, Vertheuern und Lehar und Wagner und Glensberg. Kurze Mittagspause. Dann ging's von neuem los. Aber nun lang er. Stimmgeheiß, das hielt's ja das staubige Wüpfel nicht aus! Und so mit jauchsender Kraft kam das bisler vermaldeiten Vaterlebe...“

Fräulein stud. med. rief die Türe auf. „Frau Kümmel!“

Seine Antwort. Natürlich, wenn man diese bide Adel je einmal brauchte, war sie sicher nicht da. Statt dessen hat sich gegenüber die Worte auf, und der vergnügte Struppelkopf ihres Feindes erschien in der Spalte. „Frau Kümmel!“ brüllte er, daß die Fenster

fangen, und dann mit einem kleinen, leeren Spießbudenlächeln: „Entschuldigen Sie, Fräulein, aber meine Wittin ist ein bißchen taub, so viel hab' ich schon weh. Aber wenn ich ein paarmal für Sie noch ihr brüllen darf — mit Vergnügen!“

„Danke, Herr...“

„Gonbar“, ergänzte er, rief die Papierwüpe, die auf dem wirren Gelock balancierte, herunter, und erkläre nun Lebensgroß auf der Schwellle. Aber er behielt die Mühe in der Hand und flarrte die junge Studentin an, die wieder das Hässchen gezeigt hatte und nun ihre Philippika direkt an die richtige Adresse brachte. So ging das nicht. Er brachte sie um ihr Studium und möge sich etwas weniger, wie es sich für illustrierte Menschen schide. Und das Irubelche ist immer jünger heraus, je mehr die weißtinnigen Dunkelungen da vor ihr Stanz und Leuchten betamen, und endlich verwirrte sie sich so gründlich, daß sie mitten im Satz verflummte, und da tat ihr schneidendes Gegenüber einen abgrundtiefen Leutser.

„Was haben Sie gesagt?“ fragte er kopfschüttelnd. „Entschuldigen Sie, aber ich hab' kein Wort verstanden. Heiliger Lenbach, ist das schon! Dieser Ton auf dem Haar und das Licht da am Hals... ein bißchen mehr nach links, Fräulein, ja?“ Und weiß Gott, er hob die Hand, um ihr die Mäschung selbst zu geben... Schräubel, flog die Tür ins Schloß und der Niegel vor, und als Fräulein stud. med. Elisabeth Deelen halb wie im Traum den Kopf wandte, sah ihr aus dem Spiegel ein wie in Blut getauchtes Gesicht entgegen und zwei ganz verlorne Augen und vernied es. Nur einmal, als wieder ein Höllenpelel da brühen losging, gab die alte Alte freiwillig die Erklärung: „Er pad'n Bild ein für die Ausstellung!“

Und Fräulein Studentin packte aus, und zuletzt sich selbst in ein verbes Adenauge, schloß ihre Wade ab und reifte in die Berge. Als sie wiederkam, schon tief im Herbst, war ihr feindlicher Nachbar überhaupt nicht aus reinem glühlichen Dadau herausgenommen. „Er arbeitet sich keine zu Schanden!“ lachte Mutter Kümmeln. „Und dabei ist er nicht, und die Miete ist er mir noch schon im Monat schuldig. Am nächsten Ersten hat ich ihm auf!“

Elisabeth Deelen suchte die Mästel. Natürlich, erzt nun, als wollte man den Himmel einstürzen, und dann die Miete schuldig bleiben und — hm!

„Sonderbar!“ Ihre Aimer waren doch die gleichen geblieben, und trotzdem fehlte ihr etwas. Still war's, wie früher zu guten Zeiten — ach, nun wüßte sie's: der fette Vogel lang nicht mehr! Gott sei Dank!

Fräulein Elisabeth packte ihre Bücher aus und machte sich aus dem Studium. Aber es ging nicht. Immer wieder sie lauwigen. Und als brühen eine Tür flachte, fuhr sie auf, daß fast der Stuhl umschlug — und hörte.

„Na, gehen Sie zu wieder fort, ohne was zu essen?“ fragte Mutter Kümmel während aus der Küche heraus.

„Ich — danke, — hab' gar keinen Hunger“, flang die Antwort merkwürdig raub zurück. Der Delenator war in die Brüche gegangen.

„Das sollte mal einer glauben!“ brummte die Alte. „Nächstens schide ich Ihnen mal das Fräulein Doktor auf'n Saal, die wird's Ihnen schon zeigen.“

„Das sollten Sie nur wagen!“ Also, das war doch noch der alte, energische Klang! „Ich schmeiß Sie raus, alle beide! Wahlrecht!“

„Rums! — Klapp! — Stille!“

Elisabeth hoberte die Dämmen in die Ohren und studierte und merkte erst nach einer halben Stunde, daß sie benelben Satz zum lautend und ersten Male vor sich hinjogte. Am nächsten Abend floßte Mutter Kümmel an ihre Tür. Und als die Alte mit dem ratlosen Geichte heringekühte, wußte sie's gleich und ließ heraus: „Mhm! Ich bin was geschähen?“ und war auch schon aus dem Zimmer und drüben an fernlichen Sager.

Es verflücht ihr den Atem. Der scharfe Dunst von Delfarbe, Terperntin und Jarnis, in den sich die kleine Weinblanze armelig bläht und Leben quälte. Elisabeth stieß das hohe Fenster auf, daß die Nachtluft schneidend hereinblühte, und dann ließ sie sich um Mutter Kümmelchen hielt die Lampe in die Höhe.

„Er lag auf dem bewußtlosen Bett unter der schiefen Wand, halb noch in den Kleidern, das fahle Gesicht mit dem scharfen Schatten verjagen wie im Krampf, die Hände in die Decken gegraben — und über ihm, mit Reißhaken an den idrängen Balken gehetzt, das es ausblö, als neige es sich zu ihm wieder, da war ein Bild, eine Skizze, ein Fremder, schärer Wüdenkopf mit einem immer im Haar und schimmernden Rinken des Halses. Ihr Bild. Mutter Kümmelchen gaffte.“

Elisabeth legte ihm die Hand aufs Herz und dann ließ sie sie zögernd ein wenig tiefer gleiten. Da fuhr er aufzucken, und die verkrampften Rippen öffneten sich mit einem tiefenenden Laut: „Schreck! Schreck! Schreck!“ und wurden. Sie nur nicht noch noch frant!“ lachte Mutter Kümmel, als sie das weiche Mädelnächelt sah. „Gibst'schüttelte den Kopf. „Warme Mädel!“ forderte sie halb laut. „Und Kognak. Aber schnell!“

Nun hatte sie ihre Ruhe wieder. Und sie sprach ihm an, wie einen Krübe, bummer Wuh! Und die Jahre auch... so, und nun

schiden wir! Langsam, langsam, wir müssen unsern gekränkten Herrn Wagen allmählich wieder verjüngen — so... so... und dabei helfen ihr allebernd die Frauen über's Gesicht und auf seine Hände. Das brachte ihn zur Bestimmung. Er herrte sie an. „Na, kriegen Sie mal keinen zu großen Schrecken“, rebete sie ihm zu. „Hier sitzt nämlich der Traude und hat Sie ganz in seiner Gewalt, und man muß Erder parieren. Sie wollten ihn zwar vorhin ausnehmen, und das sollen Sie auch, aber jetzt darf's nicht sein.“

„Er gab keine Antwort. Seine Augen wanderten von ihrem Gesicht zu seinem Nibe, prüften und derglichen, und dann er mit dem fristlosen Pränden über ihr Haar und neigte den seinen, blaffen Wüdenkopf ein wenig zur Seite, ohne daß sie's wahrte. „Das würde etwas!“ murmelte er halb flüchtig, halb siegesgeheiß. „Das malen können!“

„Wah, ich weiß schon, aber ich!“ trumpte sie auf. „Und allein schmecht mir's nicht. Und Sie werden so gut sein und mir Gesellschaft leisten!“

„Er schüttelte den Kopf. „Der Traud' ist da!“ sagte er verwundert. „Soh einer den schönen Trauden an! Und ist im Grunde nur ein schönes, schönes, schönes Gesicht voller Güte und Parteit... Das's aber auch was?“

„Ja, behauptete sie, und während ihr das fichte Mut in die Schläfen flie, sah sie ihm grülich in die bettelnden Augen.

„Mut für ein ganzes Leben?“

„Ja.“

„Wah, ich weiß schon, aber ich!“ trumpte sie auf. „Und allein schmecht mir's nicht. Und Sie werden so gut sein und mir Gesellschaft leisten!“

„Er holte tief Atem. „Du!“ sagte er mit immer alten Spießbudenlächeln. „Soh einer den schönen Trauden an! Und ist im Grunde nur ein schönes, schönes, schönes Gesicht voller Güte und Parteit...“ wüßte Mutter Kümmelchen verjüngen, und weg war sie.

Was wir alles „machen“.

Eine Strafpredigt von Konrad Winterer.

„Gesehen wir es nur gleich ein: wir sind in hohem Grade denflos und pfeudofal geworden! Wir, das Volk der Denker und Tüchler, müssen uns diesen Vorwurf aber weiters gefallen lassen, denn die Zustände brachen gegen uns. Und es ist eine Zeitloche, daß der heutige Deutsche in seiner Denkfähigkeit alles Mögliche und Unmögliche durch Verbindungen mit dem Zeitwort „machen“ auszubrüden sucht. Diese Ma ch - S u ch t — eine wirkliche Sprachkrankheit, eine sprachpathologische Erkrankung — ist uns dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir gar nicht empfinden, wie wir zum Elenden des „machen“ geworden sind. Es ist wirklich „seitgemä“, einmal öffentlich gegen die geistige E n e h e die Jung und Alt, Arm und Reich befallen hat, mit Gegenmitteln aufzutreten. Bekanntlich kann man eine Vergiftung durch daselbe Gift ungeschädlich machen, wie man sich zum Beispiel vor Wintern schützt, indem man sich Blatteraugen eintrümpfen läßt. Auch hier allerorts greifen wir Ma ch - E p i d e m i e mit viel ich homöopathisch zu kurieren lüden, indem ich eben den gewohnheitsmäßigen Gebrauch des „Machens“ vor aller Welt lächerlich — „mach“. Da bin ich gleich selbst heringefallen und habe damit eigentlich das Recht verlernt, anderen eine Strafpredigt zu halten, ihnen Vorbertragungen zu „machen“ über etwas, was ich selber „mach“. Das wird bekanntlich, manchen Predigern eigen ist, so Jahre ich ruhig fort und „mach“ mir nichts daraus.

Wenn ich sage, das W E R m e l t s e i t w o r t „machen“ wird in 20 Nebenwendungen gebraucht, so glaubt mir das unbelieben jeder. Sagen ich: in 50, so denkt er, ich schneide auf; bei 100 nennt er es gelogen, und wenn ich sage 200 oder 500, so lebe ich meine literarische Glaubwürdigkeit auf's Spiel. Ich will mich aber ganz gewiß schlauheben, daß die Zahl 500 noch — zu niedrig gegriffen ist, daß das „machen“ vielmehr in noch größerem Umfange gebraucht und mißbraucht wird.

Man gebe sich doch einmal Mühe, sich beim Errechnen selbst zu kontrollieren, seine Ausdrucksweise kritisch ins Auge oder vielmehr ins Ohr zu fassen. Ich besonnen selber ausrechnen. Was Schritt macht, das man das gewöhnlich gar nicht merkt. Ja, wie der Müller seine Mühle, die doch einen Hebelarm „macht“, gar nicht mehr hört, so hören wir gar nicht mehr, was wir „machen“. Und wie der Müller erst auf seine Mühle aufmerkten wird, wenn sie plötzlich still steht und kein ein „Zweckel mehr „mach“, so acht es uns, wenn wir merken, ob e das „machen“ ausgenommen — ich behaupte, daß sich viele Menschen ohne Bemühen des „machens“ gar nicht mehr verständlich „machen“ können! Sehen wir an ein paar wenigen Zeitbrüben, was wir alles „machen“. Gleich morgens „machen“ wir uns aus dem Bett, „machen“ uns die Haare, „machen“ wir den Morgen Tee, die Frau oder die Nächst „mach“, seuer an, um Tee oder Tee zu „machen“, dann „mach“ sie die